



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Joseph von Eichendorff

Keiter, Heinrich

Köln, 1887

VII. Berufung nach Danzig. Thätigkeit für Wiederherstellung des Schlosses Marienburg. "Krieg den Philistern." "Aus dem Leben eines Taugenichts." Versetzung nach Königsberg. "Meierbeth's Glück und ..."

urn:nbn:de:hbz:466:1-15133

Staatsprüfung, wobei ihm namentlich seine schriftlichen Arbeiten viele Anerkennung verschafften. Dann wurde er auf seinen Wunsch wiederum der Regierung in Breslau auf ein Jahr als Assessor zugetheilt. Wie aus einem an Görres gerichteten Briefe Eichendorff's aus dem Jahre 1828, den wir später mittheilen werden, hervorgeht, hatte man dem jungen Assessor unter anderm auch eine Aufgabe gestellt, bei welcher er nothgedrungen Farbe bekennen und seine innerste Ueberzeugung kundgeben mußte, nämlich: „Die Aufhebung der geistlichen Landeshoheit und die Einziehung des Stifts- und Klostergutes in Deutschland.“ Hier zeigte sich Eichendorff als Mann. Er mußte sich sagen, daß von der Beantwortung der Frage seine künftige Laufbahn abhängig war, daß man nicht geneigt sein würde, einen Gegner der Säcularisationen zu befördern. Und doch entschied er die Frage in echt katholischem Sinne und verurtheilte unumwunden das Vorgehen der Regierungen¹⁾. Ein glücklicher Zufall führte diese Abhandlung später dem Ober-Regierungsrath im Cultusministerium, Schmedding, einem Katholiken, unter die Augen und wurde Veranlassung zur spätern Berufung Eichendorff's nach Königsberg.

VII.

Eichendorff blieb nur noch wenige Monate nach Ablegung des Examens in Breslau, schon im Sommer des Jahres 1820 wurde er als Hülfсарbeiter in das Cultusministerium berufen. Nur ungern ließen ihn seine bisherigen Vorgesetzten und Collegen ziehen; denn durch seine treue Pflichterfüllung und hohe Begabung wie durch seine feinen, leutseligen Umgangsformen und seine unverfälschte Biederkeit hatte er sich Aller Herzen erworben. Das Regierungs-Präsidium sprach ihm sogar schriftlich das Bedauern aus, ein so schätzbares Mitglied des Collegiums zu verlieren. Aber auch in Berlin war Eichendorff's Bleiben nicht lange. Im December 1820 erhielt er bereits vom Minister von Altenstein den Auftrag, „die Geschäfte eines katholischen Consistorial- und Schulrathes bei dem Oberpräsidium und Consistorium der Provinz Westpreußen, sowie bei den Regierungen zu Danzig und Marienwerder commissarisch zu versehen“. Im Januar des folgenden Jahres, kurz nachdem seine Frau ihm ein Töchterchen, Agnes, geschenkt hatte, welches bereits am 5. April 1822 starb, siedelte Eichendorff nach Danzig über und trat mit Freuden ein Amt an, welches ihm zwar viele Mühe, aber auch viel Befriedigung bringen sollte. Dem Minister schrieb er bald nach seiner Ankunft, daß

¹⁾ Verm. Schriften, V 139—203.

er es für das größte Glück betrachte, in diese Stellung versetzt zu sein. „Fern von allem bureaukratischen Schematismus, mit staatsmännischem Blick und Tact, umsichtig und wohlwollend, gewissenhaft die Pflichten gegen Staat und Kirche abwägend, wußte Eichendorff die ihm anvertraute Aufgabe in der glücklichsten Weise zu lösen. Sie hatte an Bedeutung noch dadurch gewonnen, daß gerade damals in Folge der päpstlichen Bulle *de salute animarum* die katholisch-kirchlichen Verhältnisse in Preußen einer neuen durchgreifenden Reorganisation unterzogen werden mußten. Die Resultate seiner Wirksamkeit fanden denn auch seitens des Gouvernements die vollste Anerkennung, und bereits unter'm 5. September 1821 war Eichendorff durch Patent des Königs zum Regierungsrath ernannt und in seinen Functionen definitiv bestätigt worden.“¹⁾ Der Dichter lebte sich so sehr in sein Amt ein und gewann eine solche Freude an seiner Wirksamkeit, daß er in den letzten Monaten des Jahres 1822, angeregt durch den Minister Altenstein, eine Denkschrift über die Verbesserung des katholischen Kirchenwesens in Westpreußen verfaßte, von welcher Altenstein lobend sagte, daß sie mit vieler Sachkenntniß und Offenheit geschrieben sei. Die „Offenheit“ bezieht sich ohne Zweifel auf die Meinungsäußerung Eichendorff's über gewisse Maßnahmen der preussischen Regierung, welche ihm, dem Katholiken, ungerechtfertigt vorkommen mochten. Der Biograph Eichendorff's fügt indessen hinzu, daß der junge Regierungsrath an dem Minister stets einen bereiten Förderer der vorgeschlagenen Reformen gefunden habe. Eichendorff's Stellung war schwierig. Er war Beamter und als solcher dem Staat verpflichtet; er war aber auch Katholik und gehörte nicht zu denen, welche dem *laissez passer* huldigen, sondern er trat überall thatkräftig für die Rechte der Kirche gegenüber dem Staate ein. Daß er es maßvoll that, ersehen wir aus der Haltung Altenstein's. Aber auch katholische Würdenträger erkannten mit großem Dank seine segensreiche Thätigkeit an. So schrieb ihm der Bischof von Ermland, Prinz Joseph von Hohenzollern, mit welchem er, nachdem amtlicher Verkehr sie bekannt gemacht hatte, bald ein herzliches Freundschaftsbündniß schloß: „Wie Ihr edeles frommes Herz für Gottes Sache glüht, wie gern Sie an der Erweiterung des Reiches Jesu arbeiten und wie treu Sie an unserer heiligen katholischen Kirche hängen, ist mir ja sattham bekannt.“

Sehr erleichtert wurde unserm Dichter seine schwierige amtliche Thätigkeit durch sein vertrautes Verhältniß zu dem Oberpräsidenten der Provinz, Freiherrn Heinrich Theodor von Schön. Schön war ein hervorragender Staatsmann, der auf die Geschicke der preussischen

¹⁾ Sämmtl. Werke, IV 508.

Monarchie vielfach eingewirkt und seinen Namen neben dem des Freiherrn von Stein unserer Geschichte einverleibt hat. Er kannte keine Vorurtheile und achtete jede Ueberzeugung, sofern sie offen und ehrlich auftrat. Obgleich Rationalist und in allen religiösen Dingen von großer Gleichgültigkeit, empfand er doch vor der katholischen Kirche eine aufrichtige Hochachtung. „Bei der hohen Consequenz der katholischen Kirche,“ sagt er ¹⁾, „ist überhaupt nichts leichter, als sich mit der katholischen Geistlichkeit gut zu stellen. Wo Mißverhältnisse zwischen Staat und Kirche vorkommen, hat der erste in der Regel mehr als die Kirche gefehlt. Die Beamten in protestantischen Staaten kennen die katholische Kirche in der Regel nicht und wollen mit den Bischöfen negociiren und machen in einzelnen Fällen Zumuthungen, auf welche der katholische Geistliche nicht eingehen kann.“

Bei solchen Ansichten und großer persönlicher Liebenswürdigkeit war es dem Oberpräsidenten trotz der Gegnerschaft in religiösen Dingen leicht, Eichendorff für sich zu gewinnen. In der That hat vom ersten Zusammentreffen an die beiden hervorragenden Männer eine enge Freundschaft verbunden, welcher erst durch den Tod ein Ende gemacht wurde. Schön hatte Eichendorff's Kommen nicht gern gesehen, weil er von dem strenggläubigen Katholiken Ungelegenheiten fürchtete; jetzt fühlte er sich unwiderstehlich zu ihm hingezogen. Noch im Jahre 1854 nannte er ihn seinen bewährten, treuen Freund und bezeichnete ihn in einem Briefe an Barnhagen als einen eben so herrlichen Dichter wie herrlichen Menschen ²⁾. Der von Beiden gehegte Plan, daß Eichendorff Schön's Biographie schreiben sollte, wurde vereitelt, weil Ersterer schon ein Jahr nach Schön's Tode ebenfalls in die Ewigkeit hinüberging.

Schön war zu jener Zeit eifrig mit der Wiederherstellung des Ordenshauses zu Marienburg beschäftigt, welche schon in den Kriegsjahren von der preußischen Regierung geplant worden war. Eichendorff, auf den der wundervolle Bau einen gewaltigen Eindruck gemacht hatte, schenkte diesen Bestrebungen sofort freudigen Antheil und übernahm gern die Geschäftsverwaltung der Restauration.

Im Sommer 1823 war die Wiederherstellung so weit gediehen, daß der Kronprinz am 20. Juni zahlreichen Gästen ein großes Festmahl geben konnte, bei welchem ein von Eichendorff verfaßtes Festgedicht, „Der Liedsprecher“, vorgetragen wurde. Die Schloßverwaltung, welche die Verdienste des Dichters um die Wiederherstellung der Marienburg dankbar anerkannte, hat zum ewigen Gedächtniß seines Namens ihm ein Fenster gewidmet.

¹⁾ Aus den Papieren des Th. von Schön, Halle 1875/6, III 65.

²⁾ Das. I 229.

Sehr befreundet wurde Eichendorff auch mit dem Prediger Dr. Knievel, der, ein musikalisch hochgebildeter Mann, viele von seinen Liedern componirte. Der heitern Geselligkeit blieb der Dichter nun nicht mehr so fern wie in den Breslauer Tagen; er verkehrte viel in der Danziger Liedertafel, für welche er drei sehr populair gewordene „Tafellieder“ dichtete. Am bekanntesten von diesen ist: „Viel Essen macht viel breiter“, welches zuerst im ‚Gesellschaster‘, Jahrgang 1825, abgedruckt wurde.

Die Sommermonate verbrachte Eichendorff regelmäßig auf einem hübschen kleinen Landhause, Silberhammer benannt, welches nicht weit von Danzig gelegen war. Hier, in lauschiger Einsamkeit, in idyllischer Umgebung, fern vom Weltgeräusch, schuf er eine Reihe schöner Gedichte, und vor allem die Novelle, welche seinen Namen in weitesten Kreisen bekannt und geliebt gemacht hat: „Aus dem Leben eines Taugenichts“. Vorher ließ er, und zwar im Jahre 1823 in Schall's und Holtei's „Deutschen Blättern für Poesie, Kunst und Theater“, und 1824 als Buch das „dramatische Märchen in fünf Abenteuern Krieg den Philistern“ erscheinen, welches für unsere Zeit eine höhere Bedeutung nicht besitzt, weil uns zahlreiche satirische Anspielungen auf gewisse Zustände in Staat, Wissenschaft und Litteratur verloren gehen. Indessen erkennen wir noch jetzt aus vielen Einzelheiten, eine wie reiche satirische und komische Ader Eichendorff besaß, die ihn bei weiterer Pflege gewiß befähigt hätte, unsere Litteratur um lebensfähige Lustspiele zu bereichern. „Krieg den Philistern“ ist eine Variation des Thema's, welches Tieck in seinem phantastischen Lustspiel „Prinz Zerbino“ angeschlagen. Der Altmeister der Romantik zog in seiner Komödie alle antipoetischen Elemente seiner Zeit vor sein satirisches Gericht; Aufklärung, ästhetische Kritik, engherziges Gelehrtenthum u. s. w. wurden von ihm in ergötzlicher Weise verspottet. Eichendorff steht ihm nicht nach. Die Poetischen eröffnen einen Krieg gegen die Philister, welcher die letztern in arge Beklemmungen bringt. Am Ende aber läßt der Dichter in grausamer Selbstironie sowohl die Philister wie die Poeten untergehen. Ein innerer Zusammenhang, der mit zwingender Nothwendigkeit die einzelnen Bilder bezw. Abenteuer verbindet, fehlt; lose reiht sich die eine Scene an die andere, und eine lange Liste von Personen löst einander in blitzartigem Vorüberhüschchen ab. Nur Weniges bleibt in unserm Gedächtniß haften, weil uns der Schlüssel für die innere Bedeutung von Personen und Scenen fehlt. Goedekes¹⁾ meint, das Lustspiel sei fast nur noch als Zeugniß für die innere Entwicklung des Dichters von Bedeutung; Gottschall²⁾ sieht in ihm heiter-drollige Genrebilder; Schöll³⁾ aber sagt in seiner etwas

¹⁾ Grundriß, III 297. — ²⁾ Die deutsche Nat.-Litt., I 427. — ³⁾ A. a. O., 301.

überschwänglichen Weise: „Wer das Terrain kennt und nicht nach falscher Leseweise im Idealen Allegorie und in den Figuren Pasquille räth, sondern frei der Bewegung des Witzes folgt, wird sich zum heitersten Genuß erhoben fühlen.“ Das ist für unsere Zeit kaum noch möglich. Einzelne Scenen werden immer noch packen; das Ganze hat nur die Bedeutung, welche Goedeke ihm beilegt, und sicher keine hervorragende.

Diese dürfen wir aber gewiß der Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ beimessen, welche uns den Genius Eichendorff's in gleichsam verdichteter Form darbietet. Sie bezeichnet den Höhepunkt seines Schaffens auf dem Gebiete der Novellistik und ist schlechthin als eine Perle der Erzählungskunst zu bezeichnen. Gleichzeitig aber auch läßt sie erkennen, daß Eichendorff sich von der Manier der Romantiker losgesagt hat und entschlossen ist, ohne seine ehemaligen Freunde zu verleugnen, eigene Wege zu wandeln. Er bleibt ihnen treu im Grundzug der Romantik, in der Aesthetisirung der Wirklichkeit, aber er stellt sich himmelweit über sie, indem er die Wirklichkeit nicht durch die Hebelkraft des Verstandes in höhere Regionen empordrückt, sondern sie mit dem Zauber echter Poesie übergießt. Die Romantiker, allen voran Tieck, versuchten den Leser dialectisch zu überzeugen, daß die Prosa des Lebens poetischen Gehalt besitze; sie legten diesen Gehalt selbst hinein, indem sie Personen und Ereignisse mit einem glänzenden Firniß überzogen, der vor der schärfern Prüfung nicht Stand hielt; Eichendorff suchte nicht zu überreden, er reflectirte nicht über die Poesie, sondern er bot die Poesie selbst. Freudiges Behagen am Dasein, ein sorgloses Genießen des Augenblickes, eine naive Freude an allem, was Gott erschaffen, — Gemüthszustände, die hier nicht hervorgehen aus einer Gott entfremdeten Weltansicht, sondern aus einem unerschütterlichen Gottvertrauen, — das ist der Grundzug der Novelle.

Der Held der Novelle, eben der Taugenichts, ist ein durchaus harmonisches Gemüth, dessen reiner Naivetät entspringenden Gleichmuth nichts erschüttern kann. Seine Seele wiegt sich in dem schönen Gleichgewicht aller Kräfte, in der vollkommenen Uebereinstimmung von Wunsch und Sittlichkeit. Und doch ist er kein Idealmensch, desgleichen man nie gesehen, im Gegentheil, er hat noch so viel menschliche Schwächen, daß wir ihn als Unseresgleichen betrachten müssen. Seine Wünsche und Bestrebungen gehen nicht über das Mittelmaß hinaus; stets ist er zufrieden mit dem, was das Schicksal ihm bescheert; ist es etwas Gutes, so spielt er aus Dankbarkeit auf seiner Fiedel ein lustiges Lied; ist's etwas Trübes, so streicht er wehmüthig über die Saiten, um gar bald seinen alten Humor wieder zu erlangen. Daß ihn Gott ein Mal verlassen könne — der Gedanke kommt ihm nie, und so nimmt er mit

wunderbarer Gelassenheit die seltsamsten Begebenheiten hin. Man behandelt ihn wie einen Prinzen — das macht ihm Freude, obgleich es ihm nicht den mindesten Hochmuth einflößt; es ist ihm zwar unbegreiflich, weshalb man ihn gegen seinen Willen in einen höhern Rang versetzen will; da es nun aber nicht zu ändern ist, so läßt er es sich gefallen.

Ebenso gleichmüthig aber weiß er sich in widrige Schickungen zu fügen; er erträgt sie wie etwas, das ja doch vorübergehen muß. Ohne Kenntniß der Welt und des Weltlaufes, unkundig der Sitte und der feinen Formen, begeht er manchen Verstoß gegen die Gepflogenheiten der gebildeten Welt, aber der Adel seiner Seele und die einfache Geradheit seiner Gesinnung kennzeichnen ihn als einen durchaus edeln Menschen. Manche finden es komisch, wenn er mit seinem weltunerfahrenen Gemüthe gegen die Ecken der modernen Bildung stößt, wenn er in seiner lebenswürdigen Naivetät in seltsame Situationen geräth — Niemandem aber erscheint er in einem lächerlichen Lichte. Wahrhaft rührend ist seine Verehrung der schönen gnädigen Frau, welche, obgleich ein Wesen von Fleisch und Blut, wie ein unerreichbares Ideal in seinen Träumen schwebt, das er in der That auch nie erreicht. Das ist eine reine, keusche Verehrung, welche kein Verlangen kennt und keine Erwiderung sucht. Aber diese schöne gnädige Frau, ist sie nicht vielleicht die Poesie selbst, deren Hoheit immer vom Dichter erstrebt und nie ganz gewonnen wird, die sich ihm, wenn er sie, das Höchste, glaubt erzielt zu haben, als ein holder Mummenschanz entpuppt, gerade wie die schöne gnädige Frau sich schließlich zwar als schön, nicht aber als gnädig, d. h. hochgeboren zeigt?

Doch auch das bekümmert den Taugenichts nicht; wenn sein lang verehrtes Lieb denn auch nicht „gnädig“ ist, so ist sie doch sein Lieb und ihm bescheert, ohne daß er sie suchte. Er ist ein Glückspilz, dem es am Ende nimmer schlecht ergehen kann. Und im süßen Bewußtsein dieser Eigenschaft, sich ganz dem Willen der Vorsehung hingebend, streift er ziellos durch die Welt und nimmt, empfänglich wie ein Kind und dankesfreudig wie ein Kind, die manchfaltigsten Eindrücke willig in sich auf. Er ist wie ein Theil der Natur, völlig mit ihr verwachsen und am glücklichsten, wenn er ihre Herrlichkeit in vollen Zügen genießen kann. Die Natur ist seine Freundin; bei ihr sucht er Trost, an sie schmiegt er sich in den seltenen Stunden, wo sein Leichtsinn ihn im Stiche zu lassen droht, und in den Stunden des Glücks ist seine Freude doppelt groß, wenn die Stimmung der Natur mit der seinen im Einklang steht. Er ist ein Singvogel und als solcher abhängig von der Natur. Freud' und Leid schmettert er in seelenvollen Liedern hinaus und singt sich all' sein Leid vom Herzen — trotzdem aber kann es vorkommen, daß er, wenn ein Anderer ein schönes Lied singt, sich vom Schlaf übermannen läßt!

Und in diesem reinen und durchaus ursprünglichen Gemüth läßt der Dichter die Welt und die Menschen sich spiegeln und entzückt uns durch das reizende Spiel eines liebenswürdigen Humors und einer überlegenen feinen Ironie. Mit gutmüthigem Lächeln blickt er auf seinen Helden, den Taugenichts, herab, den er trotz seiner selbstgefälligen Haltung und seines unverbesserlichen Leichtsinns herzlich liebgewonnen hat. Da er aber aus der Seele des Taugenichts herauschreibt, nur mit dessen Herzen fühlt, nur mit dessen Augen sieht und sich selbst völlig in den Hintergrund stellt, dadurch gewinnt er, obgleich in einer schier märchenhaften Sphäre schwebend, den Boden der Wirklichkeit und für seine Dichtung ein echt realistisches Gepräge. Ideal ist das Ganze, realistisch ist das Einzelne, sowie das Märchen, das Niedagewesene, zusammengesetzt ist aus den Bestandtheilen der Wirklichkeit.

Von allen Werken Eichendorff's hat, abgesehen von den Gedichten, keines eine solche Popularität erlangt, wie die liebenswürdige Schilderung des Taugenichts. Gottschall¹⁾ nennt sie „die prächtige Idylle der paradiesischen Faulheit. . .“ und fügt hinzu: „Der Hauptreiz der Dichtung beruht auf der naturwüchsigem Ursprünglichkeit des Empfindens und der köstlichen Schalkhaftigkeit, mit welcher der Dichter selbst in die komischen Irrfahrten seines Helden hineinlächelt.“ Und Goedeke²⁾: „Im Taugenichts tritt Eichendorff's großes lyrisches Talent nicht bloß in den Liedern, sondern in der frischen Naivetät der Erzählung selbst am schönsten auf. Er hat hier am einfachen Faden eines wanderlustigen Jugendgemüthes, in einfachem Rahmen und engster Begrenzung alle seine romantischen Zauber spielen lassen, so daß diese Novelle von jeher die Lieblingschöpfung der Jugend gewesen und auch für ältere Freunde des Dichters eine stets erfrischende Lectüre geblieben ist.“ Bilmar³⁾ endlich behauptet, daß gleich Seelenvolles die ältere romantische Schule nicht zu schaffen vermocht habe.

Im Herbst 1823 wurde Eichendorff als Vertreter eines erkrankten Rathes in das Cultusministerium berufen und verbrachte den Winter 1823–1824 in Berlin. Hier lernte der Geh. Ober-Regierungsrath Schmedding, dessen Interesse für die von Eichendorff verfaßte Prüfungs-Arbeit über „Die Aufhebung der geistlichen Landeshoheit und die Einziehung des Stifts- und Klostersgutes in Deutschland“ wir schon erwähnt haben, ihn persönlich kennen und schätzen und nahm sich vor, für seine Beförderung zu sorgen. Eine Veranlassung fand sich bald, nachdem Eichendorff wieder nach Danzig zurückgekehrt war. Die beiden Oberpräsidien von Ost- und Westpreußen waren nämlich inzwischen vereinigt, und Freiherr von Schön an die Spitze der Verwaltung nach Königsberg

¹⁾ N. a. D., I 426. — ²⁾ N. a. D., II 296. — ³⁾ Lit.-Gesch., 476.

berufen worden. Schön äußerte kurze Zeit darauf den Wunsch, seinen treuen Freund und frühern Mitarbeiter Eichendorff auch in Königsberg an seiner Seite zu sehen, und so veranlaßte Schmedding dessen Versetzung nach Königsberg, damit er dort besonders die katholischen geistlichen Angelegenheiten bearbeite. Am 23. September 1824 reiste Eichendorff, den man in Danzig, wie ein ihm gewidmeter Nachruf in der Danziger Zeitung beweist, nur ungern scheiden ließ, nach Königsberg ab und trat die Stellung eines Oberpräsidialrathes an. Sieben Jahre lang hat er als solcher gewirkt und Dank seiner genauen Kenntniß der einzelnen Landestheile und des Volkscharakters ungemein segensreich gearbeitet. Seine Stellung war eine sehr einflußreiche; denn alle irgendwie wichtigen Angelegenheiten der Provinz unterlagen seiner Prüfung und vielfach auch seiner Entscheidung. Schön war ihm Freund und nicht Vorgesetzter und ließ ihm in vielen Dingen freie Hand. Auch die Bevölkerung kam unserm Dichter herzlich entgegen, und er fand gar bald einen vertrauten Freundeskreis, welcher ihm geistige Anregung in reichstem Maße bot. Zu seinen nächsten Freunden zählten neben Fr. W. Barthold und Karl Schnaase der berühmte Astronom Bessel sowie der Geschichtschreiber Joh. Voigt, welcher bekanntlich zuerst unter den Protestanten eine gerechte Auffassung des großartigen Charakters Papst Gregor's VII. anbahnte. Mehrere gelehrte Gesellschaften nahmen unsern Dichter unter ihre Mitglieder auf, und auch sonst fehlte es ihm nicht an Auszeichnungen. Trotz alledem gefiel es ihm in preußischen Diensten nicht. Das geht unwiderleglich aus einem am 30. August 1828 an Görres gerichteten Briefe¹⁾ hervor, den wir hier folgen lassen.

Königsberg 30/8 1828.

„In der Hoffnung, daß E. H. sich meiner aus früherer Zeit noch erinnern, wage ich es in einer der wichtigsten Angelegenheiten meines Lebens mich mit dem vollen Vertrauen der innigsten Hochachtung an Sie zu wenden, und rechne auf Ihre gütige Rücksicht, wenn ich zur nothwendigen Vorbereitung meiner Bitte meinen kurzen Lebens-Abriß voraussende. . . . Ich trat nun (nach dem Kriege) auf dem gewöhnlichen Wege als Referendarius bei der Regierung zu Breslau ein, und bekam dort behufs des sogenannten großen Examens (zum Rath) als Thema der schriftlichen Probearbeit die Frage auf: »Welche Vortheile und Nachtheile sind von der Aufhebung der Landeshoheit der Bischöfe und der Klöster für Deutschland zu erwarten?« Da ich, Gott sei Dank, mein Gewissen und meine Ehre jederzeit höher gehalten habe, als meinen

¹⁾ Görres, Briefe, III 341—344.

Magen, so beantwortete ich diese Frage, die ich mit gutem Grund nur für eine Art von heimlicher Fußangel halten mußte, mit besonderm Fleiß und mit aller hier nöthigen Freimüthigkeit und Rücksichtslosigkeit. Aber Gott wandte es anders, als ich dachte. Der Geh. Ober-Regierungsrath Schmedding in Berlin, selbst ein Katholik, von dessen Existenz ich damals nichts wußte, wurde durch diese Abhandlung aufmerksam auf mich, und durch seine Vermittelung wurde ich einige Zeit darauf zur Bearbeitung der katholischen geistlichen Angelegenheiten in Preußen als Regierungsrath nach Königsberg berufen, wo ich mich noch gegenwärtig befinde.

„E. H. kennen indeß die preußische Wirthschaft so gut als ich. Ich habe ehrlich gekämpft, so gut ich's vermag, aber ich bewege mich hier in Fesseln, ohne Hoffnung lohnenden Erfolgs, und sehe mit Gewißheit voraus, mich in diesem Verhältniß nicht lange mehr halten zu können. Auch die Dichtkunst kommt mir läppisch vor in Zeiten, wo der Herr wieder einmal unmittelbar die Sprache der Poesie zu den Völkern redet. Denn so erscheint mir jetzt die tiefe Bewegung, der junge König und das ganze großartige Walten in Baiern, und ich würde keinen Augenblick anstehen, wie im Jahre 1813, ohne weiteres mich den Fechtern, als deren Führer ich E. H. hochverehre, wieder anzureihen, wenn ich jetzt nicht Weib und Kind hätte, die auch ihre Rechte haben und größere Besonnenheit zur heiligen Pflicht machen. Ich wage zunächst die inständigste und ergebenste Bitte an E. H., mir gütigst Ihre Meinung darüber mittheilen zu wollen, ob Aussicht für mich vorhanden wäre, möglichst mit gleichem Range und Gehalt wie hier (ich habe hier 1600 Thaler) in Baiern angestellt zu werden und wie ich's zunächst anzugreifen und an wen ich mich zu wenden hätte, um dies heiß ersehnte Ziel zu erlangen? Sollte mir auch meine jetzige Wirksamkeit in Angelegenheiten der Kirche nicht angewiesen werden können, wozu dort vielleicht ein Geistlicher erforderlich ist, so bin ich doch durch meine zwölfjährige Dienstzeit bei der Regierung mit allen andern Zweigen der Verwaltung vollkommen bekannt, und ich würde mich glücklich schätzen, nur überhaupt in der dasigen belebenden Atmosphäre wieder frei zu athmen. . . . Mit Einem Wort, mich verlangt endlich nach einer auf das Höchste im Leben gerichteten Thätigkeit, und ich biete einen reinen treuen Willen und meine besten Kräfte, die ich hier in kleinem Krieg nutzlos aufreibe“¹⁾.

Wir wissen nicht, welche Antwort Görres seinem Freunde gegeben; daß es keine günstige gewesen, geht aus der Thatsache hervor, daß Eichendorff in preußischen Diensten verbleiben mußte. Ganz so rosig, wie die Biographie seine Stellung in Königsberg schildert, muß sie also

¹⁾ Görres, Ges. Briefe, III 341—344.

doch wohl nicht gewesen sein. Sicher ist aber, daß es nicht Schön war, welcher ihm seine amtliche Thätigkeit verleidete, denn beide Männer stimmten in ihrer Geistesrichtung vielfach überein und waren sich in herzlichster Freundschaft zugethan. Ueber Schön aber stand die damals allmächtige Bureaokratie, welche ihm, der sich um das Vaterland in schwerer Zeit verdient gemacht hatte, Hindernisse und Chicanen aller Art bereitete. Die preußische Politik in katholisch-kirchlichen Angelegenheiten ist bekannt; Schön mochte sie billigen oder nicht, mochte einsehen, daß ihre Verkehrtheit aus totaler Unkenntniß katholischer Dinge entsprang — er mußte sich auf der vorgeschriebenen Linie bewegen. So wurde auch Eichendorff in Mitleidenschaft gezogen. Sodann aber mußte er seiner ganzen Anlage nach wenig Befriedigung finden in einer Thätigkeit, in welcher der kleinliche Sinn des Ministeriums jeden frischen Aufschwung lähmte. Unter seinen Collegen mochte auch gar Mancher sitzen, dem er an Geist weit überlegen war, wenn Jener auch geringschätzig auf den Katholiken herabsah. Aus dieser Stimmung ist wohl das bitter satirische Gedicht „Rathscollegium“ (I 151) entstanden. Eichendorff's Streben ging in's Große; er arbeitete in großen Zügen, er faßte alles von einem höhern Standpunkt auf. War es ein Wunder, daß sich in einer solchen drückenden Lage sein sehrender Blick nach Baiern wandte, wo das Auftreten des jungen Herrschers Ludwig I. einen großartigen Aufschwung auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft und eine freiere Auffassung des Staatsbegriffes versprach?

Es hat nicht sollen sein. Eichendorff ist in preußischen Diensten geblieben fast bis zu seinem Tode und hat trotz seiner angestregten Thätigkeit ein bedeutendes Avancement nicht gemacht.

Der Aufenthalt Eichendorff's in Königsberg hat, obwohl er sieben Jahre währte, nur wenig poetische Werke gezeitigt. Im „Gesellschaster“, einem damals hochangesehenen Sammelpunkt für die Erzeugnisse zeitgenössischer Dichter, ließ Eichendorff im Jahre 1826 eine Reihe von Gedichten erscheinen, welche zum Theil schon vorher im Frauentaschenbuch für 1816 bis 1819 abgedruckt waren. Im selben Jahre gab er mit dem „Marmorbild“ und einigen Gedichten den „Taugenichts“ in einem Bande heraus. Letzterer erlebte erst 1842 seine zweite Auflage, wurde dann aber rasch nacheinander neu aufgelegt. Was Eichendorff in Königsberg schuf, sind drei Dramen, eine satirische Tragödie „Meierbeth's Glück und Ende“ (zuerst im „Gesellschaster“ 1827, sodann als Buch 1828), sowie die beiden Trauerspiele „Ezzelin von Romano“, 1828, und „Der letzte Held von Marienburg“, 1830. Wie er darauf gerieth, Ezzelino, den kühnen Parteigänger und endlichen Verräther der Ghibellinen zum Helden eines Drama's zu machen, ist uns nicht bekannt; den Stoff zu dem zweiten Trauerspiel lieferte ihm seine Thätigkeit für die Wieder-

herstellung der Marienburg. Ueber die Komödie „Meierbeth's Glück und Ende“ können wir rascher hinweggehen, weil sie gerade wie „Krieg den Philistern“ in Zeitverhältnissen wurzelt und von Anspielungen wimmelt, deren Pointen uns zum größten Theil verloren gehen. Die satirische Spitze des Dichters richtet sich einerseits gegen die Vergötterung des großen Unbekannten, Walter Scott, und die mit ihm hereinbrechende Ueberfluthung des deutschen Marktes mit Uebersetzungen von Romanen und Novellen, sowie anderseits und besonders gegen die Schicksals-Tragödien. Einzelne Scenen sind von drastischer Komik und prächtigem Witz, aber das Ganze leidet wie „Krieg den Philistern“ sehr unter der Zerfahrenheit der Composition und der verschwommenen Handlung. Wollte man nach diesen beiden Komödien Eichendorff's dramatisches Talent berechnen, so würde das Ergebnis ein ziemlich klägliches sein; das Urtheil müßte dahin lauten, daß es dem Dichter nicht möglich sei, eine straffe, in sich geschlossene Handlung zu gestalten, und ebenso, daß er zielbewußte Charaktere nicht zu fassen vermöge. Und doch hatte er bei allen äußerlichen Mängeln eine bedeutende Begabung für das Drama, welche durch die beiden eben genannten Trauerspiele in glänzender Weise bekundet wird. Was zuerst an diesen beiden Dramen, wie an Eichendorff's Schauspielen überhaupt unangenehm auffällt, das ist der Mangel an künstlerischer Perspective. Eine der Hauptbedingungen für den Aufbau des Drama's ist es, den Helden energisch in den Mittelpunkt der Handlung zu stellen und nach ihm die Bedeutung der übrigen Personen zu bemessen. Keine darf sich weiter in den Vordergrund wagen, als es ihr nach ihrem Verhältniß zum Helden zukommt. Auf den Helden soll sich unser Interesse vereinigen; es darf nicht durch Episoden, und seien sie an sich noch so interessant, zersplittert werden. Gegen dieses Gesetz sündigt Eichendorff in den beiden Trauerspielen sehr und namentlich im „Gzzelino von Romano“. Was Gzzelino will, das wissen wir, aber der Dichter steuert auf das Ziel nicht rasch genug los; er weiß den Knoten nicht fest zu schürzen, dagegen rollt er uns ein weites, personenreiches Gemälde auf, in welchem wir die scharfe Hervorhebung des Mittelpunktes vermissen. Eine große Anzahl von Personen tritt auf, welche selbständig neben dem Helden geht und deren Schicksal mit dem seinen nicht eng genug verknüpft ist. Das ganze Bild ist in beiden Dramen episch breit, und in dieser Massenhaftigkeit geht dem Leser der leichte Ueberblick verloren, welcher beim Drama eine der Hauptbedingungen ungetrübten Genusses ist. Es fehlt ihnen aber auch der feste Zusammenhang; Eichendorff's Dramen sind keine Organismen, welche vergehen müßten, wenn ihnen ein Theil genommen wird. Scene folgt auf Scene, ohne nothwendigen Zusammenhang, der Schauplatz wechselt beständig, fast mit

jedem Auftritt, und der Dichter verfäbrt noch willkürlicher, als Shakespeare es thut.

So sind Eichendorff's Dramen in keiner Weise bühnengerecht und kaum für eine Aufführung zuzurichten. Das ist zu bedauern; denn diese zum Theil rein technischen Mängel können nicht verhindern, daß der unbefangene Urtheiler in beiden Dramen einen großen tragischen Zug und ein echt dramatisches Leben empfindet. Schon die Wahl der Stoffe ist bezeichnend für Eichendorff's Begabung und die Größe seiner Auffassung. Ezzelin sowohl wie Heinrich von Plauen, der letzte Held von Marienburg, sind Gestalten von echt tragischer Bedeutung. Ersterer, der treue Diener seines Herrn, unterwirft dem Kaiser wiederum das aufständische Italien. Als sein Schwert sich siegreich erweist, wird er erfaßt von den eigenen hochfliegenden Plänen, welche ihn zum Verräther werden lassen an seinem Herrn. Auf sein eigenes Haupt möchte er die Krone drücken, welche zu schützen sein kaiserlicher Herr ihn beauftragt hat. Darin mußte er untergehen. Geächtet und gebannt sieht er alle seine Unternehmungen gescheitert und die besten Männer sich gegen sie wenden. Schwer verwundet und im Kerker schmachtend, reißt er selbst den Verband von seiner Wunde und verblutet. „Es ist der Betrachtung würdig,“ sagt Schöll¹⁾, „wie dieser Held im Gefühl überlegener Kräfte und Zwecke sich über seine Zeit hinaussetzt, erst mit festem Willen die nöthigen Opfer einfordert, dann mit erhitztem Geist sich für die Wetterflamme des göttlichen Bornes hält, und bald gegen alles, was seinen Absichten, wenn auch ohne Schuld, im Wege steht, wie gegen ausgemachtes Verbrechen wüthet.“ Wir haben in Ezzelino also die Tragödie der absoluten Schuld. Aus Ehr- und Herrschsucht wird der Held zu einem Verbrecher in großartigem Maßstab, der Gesetz und Recht für nichts achtet und in eigensüchtiger Verblendung nur seine Persönlichkeit in den Vordergrund schiebt.

In „Der letzte Held von Marienburg“ zeigt sich uns der gerade Gegensatz. Heinrich von Plauen vertritt den Orden in seiner schönsten und reinsten Gestalt; er ist unwandelbar den hehren wenn auch strengen Grundsätzen ergeben, welche den Orden groß und gefürchtet machten und immerdar die Wurzeln seiner Kraft bilden mußten. So wie er denken aber nur noch einige wenige Edelle, und er, der Ordensmeister, empfindet es deshalb als seine Pflicht, die Genossenschaft zu reinigen und zu beleben. Er läßt wieder beten, im Chor singen, Kranke pflegen — christliche Uebungen, welche längst außer Gebrauch gekommen waren. Das behagt den Wenigsten. Bald kommt es zu offenem Bruch. Mit Polen hat

¹⁾ N. a. D., 306.

das Capitel einen Frieden geschlossen, welchem Blauen nicht traut; er will dem König von Polen von neuem den Krieg erklären, um ihn für immer, mindestens für sehr lange Zeit unschädlich zu machen. Die Nothwendigkeit eines neuen Krieges ist seine feste Ueberzeugung, und als die Ritter sich gegen ihn erklären, geht er, die Satzungen des Ordens verachtend, auf eigene Faust vor. Darin liegt seine Schuld und der Keim seines Unterganges. Er erstrebte Hohes mit falschen Mitteln. Der Orden entsetzt ihn, Polen erhebt sich auf die Nachricht hin in blutigem Aufstand, und der Jammer der Zeit bricht dem Meister das Herz. Blauen's Schicksal ist weit mehr geeignet, unsere Theilnahme zu wecken und festzuhalten, als das Gzzelin's. Blauen vergreift sich in den Mitteln, ein edeles Ziel zu erreichen, bei Gzzelin aber ist das Ziel selbst kein edeles, es ist ein rein selbstfüchtiges. Damit ist der Unterschied zwischen beiden Charakteren von selbst gegeben.

Indessen ragt „Der letzte Held“ auch nach anderer Seite über „Gzzelino“ hervor. In ihm ist weit mehr dramatisches Feuer, die Gruppirung der Charaktere ist kunstvoller und durchdachter, und der Aufbau des Ganzen mit durchaus sicherer Hand geleitet. Wenn wir in „Gzzelino“ die schroffe Gegenüberstellung der Charaktere vermissen, welche allein im Drama den Knoten zu schürzen und Spannung hervorzurufen vermag, so haben wir dagegen im „letzten Helden“ einen völlig klaren Einblick in das ganze Getriebe. Jeder Charakter ist ausgearbeitet und nimmt seine bestimmte Stellung ein, so daß wir nicht, wie bei „Gzzelino“, nach seiner Berechtigung zu fragen genöthigt sind. Aber beiden Dramen gemeinsam ist die kraftvolle Sprache, welche trotz ihrer alleweg vornehmen Haltung durchaus der Wirklichkeit entspricht. Rede und Gegenrede erfolgen in pointenreichen, wirkungsvollen Wendungen, welche sich nicht selten zu Schiller'schem Pathos erheben. Einzelne Scenen, namentlich in „Der letzte Held von Marienburg“, sind von packender Gewalt und würden auf der Bühne gewiß von großer Wirkung sein. Indessen ist aus den schon angeführten Gründen nicht zu hoffen, daß eine Theater-Direction sich zu einer Aufführung entschließt, wie denn auch zu des Dichters Lebzeiten nur „Der letzte Held von Marienburg“ das Lampenlicht erblickte und auch dieser nur ein Mal und zwar zu Königsberg.

Wir dürfen hier auch wohl schon des letzten Drama's Eichendorff's gedenken, obgleich es erst drei Jahre nach dem letzten Helden von Marienburg — 1833 — erschienen ist, des Lustspiels in drei Aufzügen: „Die Freier.“ Es ist ein tolllauniger Fastnachtschwank mit einer Reihe von Vermummungen und Verwechslungen, welche zu höchst komischen Situationen führen. Graf Leonard soll sich auf Wunsch seines Oheims mit einer schönen Gräfin, Namens Adele, verheirathen, welche er noch

gar nicht kennt. Um nun zwanglos Herz und Gemüth seiner Zukünftigen erforschen zu können, geht er verkleidet in Gesellschaft von Schauspielern auf deren Schloß. Adele aber hat von dem Vorhaben des jungen Grafen erfahren und tauscht, um ihn gründlich an der Nase herumzuführen, ihre Kleider mit denen ihrer nicht minder schönen Kammerjungfer. Nun kommt noch ein Vermummter, nämlich Hofrath Feder, der auf Befehl besagten Oheims das Treiben des Wildfanges von Neffen beobachten soll. Selbstredend entsteht unter den Betheiligten eine tolle Verwirrung, in welcher keine Person mehr aus der andern klug wird, in der aber doch alles in schönster Harmonie sich löst. Eichendorff hat die Fäden der Handlung in bedenklicher Weise verwickelt, so daß dem Leser manchmal angst und bange wird, ob er sich auch werde herausfinden können; aber der Dichter weiß die Fäden auch wieder zu entwirren. Wolfgang Menzel meint¹⁾, daß das Lustspiel an Feinheit den besten spanischen gleichkomme, und daß mehrere Charaktere mit hoher Genialität, die an Shakespeare's beste Lustspiele gemahne, aufgefaßt seien. Das Lob geht ein wenig weit; denn die Motive des Lustspiels sind doch ziemlich verbraucht, und auch die Charaktere sind nicht eben neu.

VIII.

Im Sommer des Jahres 1831 wurde Eichendorff, der 1829 eine Versetzung nach Koblenz abgelehnt hatte, weil ihm verschiedene Bedingungen nicht erfüllt werden konnten, nach Berlin in die Abtheilung des Cultusministeriums für katholisches Schul- und Kirchenwesen berufen, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1844 blieb. Minister Altenstein war ihm seit Jahren günstig gesinnt und verharrte in dieser Gesinnung, obwohl Eichendorff mit ihm wegen des Kölner Kirchenstreits (1837) manchen harten Strauß durchzukämpfen hatte. Eichendorff blieb seiner katholischen Ueberzeugung treu und scheute sich nicht, seinem Chef unverhohlen seine abweichende Meinung kundzugeben. In seinen Collegen fand er tüchtige Leute, welche ihm mit offenen Armen entgegenkamen, so Nicolovius, Schmedding, Johannes Schulze, Kortüm, Aulike, Brüggemann u. a., obgleich er gewiß nicht mit allen sympathisirte. Ueber Eichendorff's amtliche Thätigkeit heißt es in der Biographie²⁾: „In den ersten Jahren versah Eichendorff in Gemeinschaft mit Schmedding die Geschäfte der Abtheilung ganz allein, einen Zuwachs neuer Kräfte erhielt dieselbe erst unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm IV., dem die katho-

¹⁾ Gesch. der deutschen Dichtung, III 357. — ²⁾ IV 24, 25.